

GEBURTSTAG



Ottfried Fischer wird 70

Der Schauspieler Ottfried Fischer wird heute 70 Jahre alt. Vor seinem Geburtstag ist Fischer noch einmal umgezogen. Der Kabarettist lebt jetzt in Gauting nahe dem Starnberger See. In Passau sei der Alltag im Rollstuhl zu beschwerlich gewesen, sagen er und seine Frau Simone. Der Star aus Serien wie „Der Bulle von Tölz“ und „Pfarrer Braun“ sitzt infolge seiner Parkinson-Erkrankung im Rollstuhl. Feiern will er seinen Geburtstag in München mit Weggefährten. Im Juni zeigte sich Fischer mit seiner Frau bei der Eröffnung des Münchner Filmfestes. Öffentliche Auftritte des TV-Stars sind selten geworden. Früher war der gebürtige Niederbayer aus dem Fernsehen kaum wegzudenken. In den 1980er Jahren startete er seine Karriere. Regisseur Franz Xaver Bogner engagierte ihn für die Serien „Irgendwie und So-wieso“ und „Zur Freiheit“. Dann ging es Schlag auf Schlag. Ab den 1990er Jahren erheirathete er sein Publikum mit der Kabarett-„Ottis Schlachthof“. 1995 schlüpfte Fischer erstmals in die Rolle des grantelnden Kommissars Benno Berghammer. „Der Bulle von Tölz“ wurde zur Rolle seines Lebens. Sein persönliches Highlight ist „Irgendwie und So-wieso“ – auf die Serie werde er am häufigsten angesprochen, erzählte er 2018. Die Leute sagten ihm oft ganze Dialoge vor. 2008 machte der Kabarettist seine „Parkinson“-Erkrankung öffentlich. Er scherzte: „Keine Angst, ich mach' keine Schütteleime!“ Fischer hat sich den Humor nicht nehmen lassen. dpa

WEISHEIT

Verbringe jeden Tag einige Zeit mit dir selbst.

Tenzin Gyatso, 14. Dalai Lama in Tibet (geb. 1935)

BUCHTIPP

Die Strafe des Lebens mit Versen einhegen

Das Leben von Ernst S. Steffen war kurz und hoffnungslos: 1936 wurde er in Heilbronn geboren, sein kriegsgeschädigter Vater schlug ihn heftig und oft, wenn er getrunken hatte. Nicht nur einmal kam er deswegen ins Krankenhaus, drei Stiele habe der Vater an ihm zerbrochen, gab die Mutter, selbst Opfer seiner Gewalt, zu Protokoll. Es folgten Heimaufenthalte, doch Geborgenheit fand Steffen dort nicht: Fluchtversuche und ein ungestes Leben folgten, die Straftaten wuchsen mit seiner Verzweiflung, vom geklauten Motorrad bis zum Banküberfall mit Körperverletzung. Die Hälfte seines kurzen Lebens, das mit einem Autounfall 1970 abrupt endete, saß Steffen in Gefängnissen, die in den 60er Jahren noch Zuchthaus hießen. Und dort – dichtete er, und zwar erstklassig. Mit einem Gespür für Rhythmus und einer Strenge gegenüber sich selber, die keine Nachlässigkeit duldet. Keine Zeile ist zu viel, kein Bild schief, jedes Wort notwendig. Schon die Lyrikerin Hilde Domin war beeindruckt und nahm ihn in eine Anthologie der Gegenwartsdichtung auf. Steffen sollte nicht vergessen werden. Sein Werk ist schmal, doch greift es noch heute aus Herz. Steffen beschreibt ein Leben, in dem es nicht möglich ist, dem Unglück zu entrinnen. Hoffnung gibt es stets nur als kurzes Aufblitzen. Wer geschlagen wurde, weiß sein Leben selber nur schlagend zu verbringen. So wird das Unglück, das vielleicht im Weltkrieg begann, an irgendeiner trostlosen Front weitergereicht an die nächste Generation. „Ich werde nicht nach Hause kommen. / So wird es sein, / wenn ich nach Hause komme“ schreibt Steffen hinter Gittern. wol

Wenn ich nach Hause komme. Gedichte und Prosa aus dem Gefängnis
Ernst S. Steffen, Kröner Edition Klöpfer, 120 Seiten, 20 Euro

Nach dem Untergang geht's weiter

PREMIERE György Ligetis „Le Grand Macabre“ in der Frankfurter Oper

VON ANDREAS BOMBA

Frankfurt – „Stell' dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin“. Diese überhebliche, Bert Brecht zugeschriebene Parole hört man kaum mehr, seit der Krieg wieder zu den Leuten kommt. Was machen sie nun? Setzen sich ins Auto und fahren weg. Oder versuchen es, bis alle im Stau stehen.

Damit beginnt Vasily Barkhatovs Inszenierung des „Grand Macabre“ in der Frankfurter Oper. Die Breaking News melden jedoch nicht den Krieg, sondern noch schlimmer, weil nicht zu beeinflussen, einen auf die Erde rasenden Kometen. Um Mitternacht ist Schluss. Da stehen sie nun auf der Straße, gestikulieren herum zwischen ihren Blechkisten, obendrauf wacht ein blaulicheres Polizeiauto. Panik herrscht aber nicht, eher Party. Piet vom Fass (grandios: Peter Marsh) besäuft sich, die ewig kichernden Amanda und Amando (Elizabeth Reiter und Karolina Makula) brauchen Sex in diesem Chaos, im (Ma-)Cabrio, gar in einem Sarg. „Wir amüsieren uns zu Tode“ kommt einem in den Sinn – Neil Postmans bald 40 Jahre alter Klassiker trifft noch immer die Gefühlslage von feierwütigen Teilen westlicher Gesellschaften. Nur wenig älter ist György Ligetis makabre Oper. Der jüdisch-ungarische Komponist hatte das Libretto nach einer Farce des belgischen Autors Michel de Ghelderode zusammen mit dem Dramaturgen der Stockholmer Oper, an der „Le Grand Macabre“ 1978 uraufgeführt wurde, selbst geschrieben.

Ligeti, vor hundert Jahren geboren und Überlebender zweier totalitärer Systeme, behielt auch im salonlinken Avantgarde-Umfeld die Gefahr im Auge: Realitätsverweigerung. Das gibt es ja bis heute. Träumen, Tanzen, Ekstase sind ja auch viel schöner als Probleme lösen! „The show must go on“ forderte schon 1972 Avery Brundage als Antwort auf den palästinensischen Terror im olympischen München. Die Frist läuft ab, digital im Hintergrund, der Komet



Flucht vor der Apokalypse: Anna Nekhames (Venus), Peter Marsh (Piet vom Fass), Elizabeth Reiter (Amanda), Karolina Makula (Amando) und Simon Neal (Nekrotzar, v.l.) als Stau-Impresario.

FOTO: BARBARA AUMÜLLER

schlägt ein. Irgendwo, aber nicht direkt hier. Und nun?

Alle, die die Bühne ängstlich verlassen hatten, wagen sich wieder rein. Vorsichtig zuerst, dann selbstbewusster. Die Katastrophe scheidet am Menschen; Komik, Zynismus, bitterböser Klamauk, die absurden Szenarien, die dem Publikum zwei Stunden lang geboten werden und ihm bisweilen im Hals stecken bleiben, sind zwar vorbei, aber nicht gebannt.

Es ändert sich jedoch die collagartige Musik voller Klangeffekte. So zitiert Ligeti auch Beethovens „Eroica“, jene Sinfonie für einen gescheiterten Helden. Betörende Klangflächen breiten sich aus, überwinden den vokalen Slapstick, die wirbelnden, kaum mehr kontrollierbaren Tempi. Thomas Guggeis am Pult und seine Musiker steuern die Partitur dennoch aufs genaueste. Zu einem gelungenen Theaterabend

gehört nicht nur Erkenntnis, sondern bitter – oder erlösend? – sie auch sein mag.

Opulentes Spektakel

Das Publikum will etwas sehen und, in der Oper, auch hören. Beides gibt es reichlich. Zuerst Zinovoy Margolins Bühne. Als Antithese zum zyklisch-mehrstöckigen Straßengewirr zu Beginn zeigt sie im zweiten Bild das nüchterne Leben im Wohnmobil. Hier führen der hölzerne Astradroms (mit tiefsten Tönen: Alfred Reiter) und die lüsterne Mescalina (umwerfend komisch: Claire Barnett-Jones) eine ebenso lange wie schlechte Ehe. „Endlich bin ich Herr im Haus“ freut sich Piets Kumpel, nachdem er seine Frau umgebracht hat, während der kleine Sohn im Hochbett am Tablet zockt. Die raffiniert gepixelten

Videoeffekte (Ruth Stofer, Tabea Rothfuchs) spielen in einer Extra-Liga.

Nach der Pause versammeln sich Fantasy-Figuren und Personal der Welt, Kunst- und Kulturgeschichte von Nofretete bis Elton John in einer Disco zum Domsday, dem Tag der Abrechnung. Als Chor (Einstudierung: Tilman Minchael) müssen sie auch noch singen, besser: Klänge erzeugen. Bekrönt mit einer gigantischen roten Plüsch-Mütze (dafür gibt's Szenenbeifall) ist Fürst Go-Go (Eric Jurenas) der Gastgeber – allein die Namen der Figuren sind Programm. Einen besonders schrillen Auftritt genießt der Chef der Geheimen Politik-Polizei (GePo-Po); Anna Nekhames agierte in der ersten Hälfte noch als liebtestiftende Venus, das passt dialektisch gut zusammen! Auch Erich Mielke liebte alle Menschen.

Dann betreten vier echte Musiker aus dem Orchester in flauschigen Engelskostümen die Szene – ein Moment mit Kult-Potenzial. Die detailbesessene Fülle des von Olga Shaishmelashvili angelegten und von Joachim Klein ausgeleuchteten Kostümfestes wird man nur bei mehrmaligem Besuch gänzlich entdecken können. Strippenzieher und Hexenmeister ist Nekrotzar, der Große Makabre; Simon Neal mangelt es nicht an apokalyptischer Würde, brillant seine Wandlungsfähigkeit vom Zauberer zum Priester oder Untergangsprediger im Habitus republikanischer Senatoren. Den Assoziationen sind keine Grenzen gesetzt. Auch kirchliche Bilder gehören dazu. Die Geschichte vom jüngsten Gericht steht schließlich schon in der Bibel. Oder lautet ganz volkstümlich: „Lebbe geht weider“. Starcker, ungetrübter Beifall.

Lebenslust und Resignation

Goethes „Werther“ an der Volksbühne mit „PENG“ und ohne Knall

VON KATJA STURM

Frankfurt – Dass dies ein Abend wird, der den „Werther“, Johann Wolfgang von Goethes berühmten Briefroman, in die Moderne zieht, aber die Leiden der Titelfigur auch nicht ganz ernst nimmt, wird schon mit den ersten Bildern klar. Wie bei den „Star Wars“-Filmen läuft ein Intro-Text auf einer schwarzen Leinwand nach hinten. Von der Decke hängt ein plumpes Gebilde herab, das sich als Herz entpuppt. Nicht in jener romantischen Form, die man heutzutage auch gerne mit gekrümmten Fingern andeutet, sondern näher an dem echten Organ, mit feinen Blutgefäßen.

Es wird herabstürzen, als der unglücklich verliebte Protagonist von der Ankunft des Bräutigams

der von ihm umschwärmten Lotte erfährt. Ein Weckruf, der Werther aus seinen Träumen reißt.

In Sarah Kortmanns Inszenierung des Stoffes für die Frankfurter Volksbühne und damit im Nachbarhaus seines Entstehungsortes, dem historischen Familienort der Goethes im Großen Hirschgraben, gibt es den Schmachttenden zweimal: Marlene-Sophie Haagen, ganz in Schwarz, und Sam Michelson, der eine blau-gelbe Trainingsjacke und damit die Farben trägt, die nicht nur das Programm mit der Werther-Tracht verbindet. Sie teilen sich die ausgewählten Textpassagen, die tiefe, berührende Einblicke in die Seele eines sich vor Sehnsucht verzehrenden Menschen geben, die aber auch eine Selbstverliebtheit widerspie-

geln, die die 70-minütige Kurzfassung für die Bühne enthüllt.

Ein Porträt des jungen Mannes steht, aus Würfeln zusammengebaut, am Rande der Spielfläche. Es wird sich zu einem weiblichen Fragment verwandeln. Die Zerrissenheit verkörpern die beiden Darsteller, auf der einen Seite die Lebenslust, auf der anderen Resignation. Sie als Antreiberin, die zu modernen Rhythmen tanzt und coole Sprüche in den Raum schleudert, er die eigene Melancholie mit aufgesetzter Fröhlichkeit nur übertüchtend.

Ein Ausflug ins Publikum lässt das anfangs vielversprechende Stück unschlüssig ins Altherbe abkippen. Das Ende? Ein kitschiges, ohne Knalleffekt, an einen Comic erinnernd. Es ist wieder auf der Leinwand zu lesen: „PENG!“

Bob-Dylan-Museum in Buchform erschienen

Berlin – Die Schwedische Akademie nannte ihn bei der Literatur-nobelpreis-Vergabe 2016 eine „kulturelle Ikone“. Nun gibt es ein neues Werk über den 82-jährigen Bob Dylan. „Mixing Up The Medicine“ ist mehr als ein Buch, es ist ebenso Museum wie Reise durch die Geschichte der Musik, die Dylan macht und die er beeinflusst.

Der Titel – eine Zeile aus „Subterranean Homesick Blues“ – verriet, was sich auf den über 600 Seiten versteckt. Es ist eine nach Schaffungsphasen aufgeteilte Mischung aus der Medizin, die Dylans Musik und Persönlichkeit für Millionen und Generationen ist. Es gibt Gemälde von Dylan, Bilder von seiner Kindheit bis heute, Anekdoten, Erinnerungen, Abbildungen von Lyrics, auf der

Schreibmaschine getippt und mit handschriftlichen Notizen versehen. Da sind Telegramme, Briefe von Andy Warhols Assistenten oder vom Fernsehmoderator Ed Sullivan und tausenden von Fans. Dazu das, was wir heute Playlists nennen, in einem unscheinbaren Notizbuch von 1964 – mit Songs von den Beach Boys und Dusty Springfield bis zu den Isley Bros. Zu sehen ist die Lederjacke, die Dylan trug, als er zum ersten Mal „elektrisch“ spielte.

Das Buch ist auch etwas für Leute, die keine eingefleischten Dylan-Fans sind, aber Musik lieben – denn: Er hat alle beeinflusst.

Mixing Up The Medicine
Bob Dylan, hrsg. von Mark Davidson und Parker Fishel, Droemer, 608 Seiten, 98 Euro

„Ich bin eine Malerin, die Lieder schreibt“

Musikerin, Songwriterin und Künstlerin Joni Mitchell wird 80 Jahre alt – Zurück ins Leben gekämpft

VON HOLGER SPIERIG

Gronau – Sie sitzt im Sessel auf der Bühne und singt mit unverwechselbarem Charisma, auch wenn die Stimme mittlerweile etwas tiefer geworden ist: Joni Mitchell genießt es sichtlich, wieder vor großem Publikum aufzutreten. Das Newport Folk Festival in Rhode Island im vergangenen Jahr war ihr erster öffentlicher Auftritt seit 20 Jahren. Die kanadische Songwriterin und Musikerin, die als eine der wichtigsten Künstlerinnen der Gegenkultur der 1960er und 1970er Jahre gilt, hat sich nach einem schweren Schlaganfall zurück ins Leben gekämpft. Am 7. November wird sie 80 Jahre alt.

Charakteristischer schwebender Sound

„Ihre Songs haben bis heute nichts an ihrer Intensität eingebüßt“, sagt der Kurator des Gronauer Rock'n'Pop-Museums, Thomas Mania. Im Klang ihrer Musik scheine sie innere Bilderwelten zu durchschreiten. Beim Newport Folk Festival habe die 79-jährige

Mitchell, die in ihrem Leben ständig mit gesundheitlichen Defiziten zu kämpfen gehabt habe, trotz ihrer Gebrechlichkeit eine Bühnenpräsenz mit einer Aura entfaltet, „die nur den wirklich großen Virtuosen des Genres vorbehalten ist“.

„Ich bin eine Malerin, die Lieder schreibt. Meine Songs sind sehr visuell“, erklärte Mitchell vor wenigen Jahren. In ihrer Kunst vermischte sie Grenzen und schuf unverwechselbare Songwelten. Sie begann als Folksängerin, spielte später mit Jazz-Großen wie dem Bassisten Charles Mingus oder dem Pianisten Herbie Hancock zusammen. Auch gegenüber Pop und Rock hat sie keine Berührungspunkte.

Beim Ranking der „100 größten Songwriter aller Zeiten“ des Musikmagazins „Rolling Stone“ belegt sie den neunten Platz. 1997 wurde sie in die „Rock and Roll Hall of Fame“ aufgenommen. Ihre Alben „Ladies of the Canyon“ (1970), „Blue“ (1971) oder die vom Jazz beeinflussten „Hejira“ (1976) und „Mingus“ (1979) gelten noch heute als Meilensteine. Ihr wohl berühmtester Song „Both Sides



Die US-Sängerin Joni Mitchell bei Clive Davis Pre-Grammy-Gala. Heute feiert die Musikerin ihren 80. Geburtstag.

FOTO: DPA

Now“ soll laut ihrer Homepage mehr als 1600-mal gecouvert worden sein, darunter von Frank Sinatra und Annie Lennox. Auch Bob Dylan, Prince oder Elvis Costello spielten ihre Songs. Und Landsmann Neil Young, mit dem sie eine lange Freundschaft verbindet, widmete ihr ein eigenes Lied: „Sweet Joni“.

Ihren charakteristischen schwebenden Sound der Gitarrenklänge erreicht sie mit dem sogenannten „Open Tuning“, bei dem alle Saiten so gestimmt werden, dass sie auch ohne Greifen als Akkord klingen. Diese Technik erlernte sie, weil ihr infolge einer Erkrankung an Kinderlähmung das Greifen von Akkorden

schwerfiel. „Ich musste die Akkorde für die linke Hand vereinfachen“, erklärte sie einmal.

Geboren wurde sie 1943 als Roberta Joan Anderson im ländlichen Fort Macleod in der kanadischen Provinz Alberta. Mit ihrem ersten Ehemann, dem Folksänger Chuck Mitchell, zog sie Mitte der 1960er Jahre in die USA, wo beide ihre Musikkarrieren vorantreiben wollten. Die Ehe wurde nach wenigen Jahren geschieden, aber Joni Mitchell war fortan immer an den Hotspots der kulturellen Gegenbewegung zu finden. Ende der 1960er Jahre zog sie in die legendäre Künstlerkolonie Laurel Canyon in Los Angeles, in der die Musiker von Crosby, Stills, Nash & Young und von „The Mamas and the Papas“ lebten, ebenso wie Frank Zappa und John Mayall. In späteren Jahren wandte sie sich phasenweise von der Musik ab und widmete sich stärker der Malerei. Nach einem schweren Schlaganfall 2015 musste sie erst mühsam wieder das Gitarrenspielen lernen, wie sie in einem Interview berichtete. Doch auch dieser Rückschlag konnte sie nicht unterkriegen.

Richie Sambora liebäugelt mit Bon-Jovi-Reunion

New York – Sein Gitarrensound und seine Soli prägten unzählige Rock-Hits, jetzt liebäugelt Bon-Jovi-Urgestein Richie Sambora öffentlich mit einer Rückkehr zur Band. „Es ist nur die Frage, wann alle bereit sind, es zu tun. Es wird ein großes, gewaltiges Unterfangen“, sagte das 64-jährige Band-Urgestein dem Promiportal „People“. Gespräche liefen. Es sei auch an der Zeit – schließlich feiere die Band in diesem Jahr ihr 40-jähriges Bestehen.

Sambora gehört zu der Stammbesetzung, die Sänger Jon Bon Jovi (heute 61) 1983 formierte, mit Schlagzeuger Tico Torres, Gitarrist Dave Sabo, Keyboarder David Bryan und Bassist Alec John Such. Bon Jovi wurde in den 80er Jahren mit Hits wie „Runaway“, „Livin' on a Prayer“, „You Give Love a Bad Name“ und „Wanted Dead or Alive“ berühmt. Sambora kämpfte jahrelang mit Suchtproblemen und verließ die Band im Jahr 2013. dpa

Auschwitz-Komitee ehrt Gerhard Richter

Köln – Das Internationale Auschwitz Komitee hat den Maler Gerhard Richter geehrt. In seinem Atelier in Köln wurde ihm eine Skulptur des umgekehrten „B“ überreicht, eines Zeichens des Widerstands der Häftlinge im NS-Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Wie das Komitee mitteilte, wurde dem Künstler auf diese Weise dafür gedankt, dass er die vier Gemälde seines „Birkenau-Zyklus“ dem Auschwitz-Komitee dauerhaft zur Ausstellung in Polen überlassen hat. Der 91-jährige Richter bereitet zurzeit mit dem Komitee die Ausstellung seiner Birkenau-Gemälde in einem Museum auf dem Gelände der Jugendbegegnungsstätte in Oswiecim vor. epd

Nestroy-Preis für Jelinek-Aufführung

Wien – Die Inszenierung von Elfriede Jelineks „Angabe der Person“ am Deutschen Theater in Berlin hat den diesjährigen Nestroy-Preis für die beste Produktion im deutschsprachigen Raum gewonnen. Regisseur Jossi Wieler nahm in Wien die Auszeichnung für die Uraufführung des Stückes entgegen, in dem die Literaturnobelpreisträgerin unter anderem den Holocaust thematisiert. Wieler wies in seiner Dankesrede auf die Bedeutung von Jelineks Werk in einer Zeit hin, „in der Juden schon wieder nicht mehr sicher sein können“. dpa

40 Veranstaltungen bei Festival Loostik

Saarbrücken/Forbach – Das deutsch-französische Festival Loostik für junges Publikum lädt ab heute zu insgesamt 40 Veranstaltungen zwischen Tanz, Objekttheater und Kino nach Saarbrücken, Hombourg-Haut und Forbach in Frankreich ein. Den Eröffnungsabend gestalten 14 Tänzer vom Ballet de l'Opéra national du Rhin mit dem Stück „Kamuyot“. Sie bewegen sich den Veranstaltungsorten zu Klängen zwischen Beethoven-sonate und psychedelischen, japanischen Popsongs. Die elfte Festivalausgabe läuft bis Sonntag. epd

Beatles-Single mit Kurs auf Platz eins

London – Nur wenige Tage nach ihrer Veröffentlichung nimmt die vermutlich letzte Aufnahme der Beatles Kurs auf Platz eins der britischen Charts. „Now And Then“ sei am ersten Wochenende bereits häufiger verkauft worden als die vier übrigen besten Singles zusammen, berichteten britische Medien unter Berufung auf die Official Chart Company. Nach nur zehn Stunden hatte das am Donnerstag veröffentlichte Werk den 42. Platz erreicht. Aller Voraussicht nach steht der Song bei der Chart-Veröffentlichung an diesem Freitag an der Spitze. Es wäre die 18. Nummer Eins der legendären britischen Band – und die erste seit „The Ballad of John and Yoko“ vor 54 Jahren. Ebenfalls an die Chart-Spitze schafften es unter anderem Welthits wie „Hey Jude“, „All You Need Is Love“ und „Yellow Submarine“. dpa